

Belastungen der Seile durch Seitenwind, Eigenschwingungen und ähnliche Parameter durch die Einbeziehung der Meßwandlerdaten in den Seilverankerungen praktisch in jedem Augenblick ermittelt. Bei vorauszu-
sehender Kapazitätsüberschreitung größeren Umfangs sind alle Kartenausgabestellen blockiert. Und noch eine Feinheit haben sie ins System hineingenommen. Die Kartenausgabe an den Grenzstellen erfolgt nur mit der Leseeingabe der Paß- oder Ausweisdokumente. Die Koppelung mit der Suchzentrale der Interpol verhindert daher gleichzeitig die Ausgabe von Karten an Personen, die auf der Suchliste stehen. Sollte ein ‚schwerer Bursche‘ an nichts denken, wenn er zum Schifahren will, wird ihm die Karte dort ausgefolgt, wo ihm die Handschellen angelegt werden.“

„Da werden sich die Gendarmen freuen.“

„Das läuft mit und ist kein Aufwand. Das Lesegerät erfaßt die ehrlichen und unehrlichen mit der gleichen Routine. Die haben ja eine Unmenge Regelungen im Programm. Am Samstag und Sonntag zum Beispiel sind aus den Orten Zürs, Lech, Stuben, St. Christoph und St. Anton nur Gäste zugelassen, die mindestens eine Woche im Hotel logieren. Die Buchung wird dabei über Telex abgefragt. Der Mittwoch ist den Tagestouristen vorbehalten, da sind alle Anlagen für die Hotelgäste gesperrt.“

„Jetzt muß ich aber doch fragen, wie das mit der Verteilung der Schifahrer funktionieren soll. Geschieht das in der Kaverne, in der Goldenen Spinne oder in beiden Bereichen? Da müssen doch Unmengen Leute kommen! Und wie ist das überhaupt mit dem Transport der benötigten Güter? Acht Restaurants, da geht ja etwas auf, und es fällt auch genügend ab. Wohin geht denn der Abfall, welche Systeme sind da vorgesehen?“

„Solche Fragen drängen sich natürlich auf. Du darfst nicht vergessen, daß die Goldene Spinne praktisch ein geschlossenes System ist. Da denkst du dir am besten einen Saturnring, wo der innere sich dreht, vollkommen unmerklich, und durch die entsprechende Verschiebung werden dann die Schifahrer, wenn sie schon etwas Geld in den Restaurants gelassen haben, durch ihre freie Röhre auf die zugehörige Piste gespuckt. Das ist Schi total! Das Ganze ist eine gewaltige Ingenieurleistung, denn die Statiker konnten bei ihren Berechnungen auf nichts Vergleichbares zurückgreifen. Das war und ist Neuland. Der Mensch versucht immer wieder das Äußerste, das war bei allen großen Schöpfungen der Technik so. Da steckt meist mehr Mut als Wissen drinnen, oft soviel, daß dem Fachmann schwarz wird vor den Augen. Doch dieser Einsatz fasziniert! Denk dir nur, die Träger- und Stabilisatorkabel sind mit einem neuen Verfahren beschichtet und haben außerordentliche Reflexionseigenschaften. Sie

können auch die Farbe der Umgebung annehmen und werden dadurch, im Zusammenwirken von Sonne, Gebirge und Firmament teilweise nahezu unsichtbar. Vom Talboden aus betrachtet erscheint demnach je nach Lichteinfall der optische Eindruck, als würde die Goldene Spinne nur an einigen Fäden, ja vielleicht sogar nur an einem einzigen hängen. Wie das wirklich sein wird, ist am Modell unmöglich darzustellen, aber mit diesem Effekt darf hundertprozentig gerechnet werden. Den größten Zustrom erwartet man sich natürlich für die Aussichtsrestaurants. Die verleihen ja auch von außen der Goldenen Spinne ihre absurde gespenstische Gestalt.“

„Das geht über meine Vorstellung! Das mit der Ver- und Entsorgung hingegen, und was den Energieumsatz angeht, war das alles am Modell ersichtlich?“

„Sehr detailliert sogar. Die Versorgung mit Trink- und Brauchwasser sowie die Abwasser- und Abfallentsorgung erfolgt nur während der Dunkelheit. Da werden vom Boden der Goldenen Spinne, in dem die ganzen Aggregate, Regel- und Steuereinrichtungen sowie das Rechenzentrum untergebracht sind, elastische Schläuche mit kuppelbaren Verbindungen zum Talboden gefahren und in die vorgesehenen Anschlußsysteme, die während des Tages selbstverständlich abgedeckt sind, eingerastet. Über zwei getrennte Kanäle gelangen Brauchwasser und Fäkalien nach Stuben, wo in einer Kläranlage der biologische Abbau erfolgt. Die behördlichen Auflagen waren da nicht gering, das kannst du dir denken. Speziell bei der Entsorgung waren sie sehr pingelig. Die Getränke und Lebensmittel werden in Zehn-Liter-Behältern in einer Rohrpostanlage mit Hochdruck nach oben, die Leergebinde und Reste mit Gegendruck nach unten gebracht. Die elektrischen Kabelzuführungen sind diskret in die Stabilisatorseile integriert, die für diese Zwecke hohl ausgeführt werden. Ebenso wird das Trinkwasser durch einige dieser Kabel geleitet, die zusätzlich mit einer Heizspirale ausgestattet sind. Ein Teil der Leitungen für die Nachrichtentechnik, Telefone, Sprech- und Rufanlagen und so weiter werden ebenfalls in den Hohlseilen an die nördliche Hangseite zu den Verstärker- und Relaisstationen gebracht.“

„Das hört sich nach einer eigenen Schöpfung an!“

„Ist es, ohne Übertreibung. Ein paar Kleinigkeiten will ich dir noch verraten, sie betreffen vorwiegend den Unterhaltungssektor in der Goldenen Spinne. Für mutige Besucher wird die Fallschirmspringerstube eingerichtet. Wer seine Neugier nicht bezähmen kann, darf gegen den Preis einer nachgereichten Konsumation diese geheimnisvolle Stube betreten. Der Raum ist dämmrig, eine Leuchtschrift erscheint: Bitte die Türe

schließen. Die Tür, das muß festgehalten sein, öffnet in den Raum. Hat der Verwegene die Tür hinter sich zugezogen, erhellt sich der Raum, und vor seinen Schuhspitzen wird der Talboden durch eine kreisrunde Öffnung von sechs Meter Durchmesser sichtbar. Der Fallschirmspringer überlegt dann, ob er die Tür gegen den Abgrund hin öffnen soll, um in den sicheren Raum zurückzugehen. Die Schreie, die diese Überlegung begleiten, werden von großzügig dimensionierten Schallschluckwänden in Studioteknik absorbiert. Die Bodenöffnung in der Fallschirmspringerstube hat eine 50 Zentimeter starke Panzerglaseinlage, die jedoch, da vollkommen entspiegelt, von dem Eintretenden bis zur Helladaptierung seiner Augen nicht wahrgenommen werden kann. Die selbe Glasplatte bildet dann den Tanzboden für den vorgesehenen Selbstmörderball an jedem Samstag, bei dem mit der fallweisen Freigabe der Talaussicht die Schreie der Tanzpaare beliebig gesteuert werden können. Weiters sind Attraktionen von Seiltänzern vorgesehen, Akrobatik mit diversen Fluggeräten, Abseilübungen für alpine Vereine, Hinablassen im Sitzgurt mit automatischer Seilbremse und andere Möglichkeiten des Nervenkitzels, bei dem interessierte Abenteurer und Somnambulen in paranormale Grenzsituationen geführt werden.

Den Höhepunkt jedoch wird zweifellos die Anlage für künstliche Erdbeben ausmachen. Das dürfte das Verrückteste und Originellste an bezahltem Schock werden!“

„Was? Bist du verrückt?“

„Nein, bestimmt nicht, das ist alles vorgesehen. Für spezielle Fälle. Man denkt da an Gruppen von maximal 100 Personen, die von dem Angebot der Sternguckerparty Gebrauch machen. Ein Arrangement, bei dem die Gesellschaft alle acht Lokale für sich in Anspruch nehmen kann, bei Kerzenlicht an den Tischen sitzt und mit der erhebenden Musik der Beethoven-, Bruckner- und Mahlersymphonien einen gedanklichen Spaziergang ins All unternimmt, wenn die Sterne in greifbarer Nähe vor dem Fenster hängen.

Und dann, wenn der Sekt an die Reihe kommt, gerät die Goldene Spinne plötzlich ins Wanken und schaukelt lässig wie eine Schwarze Witwe beim Paarungstanz auf und ab. Da die Trägerseile an ihren hangseitigen Endpunkten auf elektromagnetischen Schwingungsgebern aufliegen, können die Erschütterungen beliebig intensiviert werden, bis in den Lokalen alle üblichen Werte der Richter-Skala durchexerziert sind. Die dabei zu Bruch gehenden Sektgläser nebst anderem Inventar sind selbstverständlich im Preis inbegriffen.“

„Was hat es mit diesem aufgeschütteten Damm auf sich?“

„Ja, richtig, das habe ich ganz vergessen. Auf die Fläche da oben, die der Raupenfahrer plant, kommt ein Freizeitzentrum hinauf – mit allem Drum und Dran. Auf dem Modell war da noch nichts ausgeführt.“

Über uns dröhnt die Schubraupe mit mehreren Vollgasstößen, und wir schauen fast gleichzeitig zum Rand der Böschung hinauf. Da fährt uns ein derartiger Schreck in die Glieder, daß wir uns nicht von der Stelle rühren können. Die Schubraupe kommt im Rückwärtsgang beinahe bis zum Böschungsrand gefahren, tänzelt nach links und rechts, und dann kracht es fürchterlich. Gesteinssplitter spritzen auf das Führerhaus, für Augenblicke ist der Fahrer von einer Staubwolke eingehüllt. Die Maschine hält, dann heult der Motor auf, und das Gerät fährt nach vorn auf das Hindernis los, das es gerammt hat. Da sehen wir nicht hin. Wieder kracht es ohrenbetäubend, und eine Staubwolke stiebt zur Seite.

„Komm, steig ein, wir fahren“, drängt Thomas, „laß den Wahnsinnigen da droben den Beton zertrümmern!“

Ich öffne die Autotür, halte den Griff in der Hand und blicke noch einmal nach oben. Da geschieht es: Der besessene Fahrer gibt Vollgas und fährt rückwärts in unsere Richtung, vermutlich um Schwung zu holen. Er muß dem Rückspiegel zuwenig Beachtung geschenkt haben, denn er übersieht, daß die Anlaufstrecke zu Ende ist. Plötzlich ragt die Schaufel wie das aufgerissene Maul eines Tyrannosaurus Rex gegen den Himmel, und schon stürzt das Ungetüm, sich mehrmals überschlagend, die Böschung herunter und direkt auf unser Auto zu. Dann wird mir schwarz vor den Augen.

*

Als ich aus meinem Koma erwache, sehe ich verschwommen ein Gesicht vor mir. Ich will eine Frage stellen: „Wo bin ich, wer bist du?“ Aber ich bringe kein Wort über die Lippen. Da kommt mir der rettende Einfall. Ich brauche Hilfe, sofort. Ich muß wissen, was mit mir los ist, wo ich mich befinde, auf welcher Station ich liege. Ich muß die Schwester rufen. Aber ich bringe den Mund nicht auf. Bestimmt bin ich schwer verletzt. Die Schubraupe, die auf uns zugestürzt ist! Und Thomas, was ist mit Thomas geschehen?

„Schwester, Schwester!“ Ich muß der Schwester läuten. Wo ist die Klingel? Wieder das verschwommene Gesicht vor mir. Ach, die Brille, wo ist meine Brille? Ich mache meinen gewohnten Griff unter den Polster. Tatsächlich, da ist sie. Gleich werde ich erkennen können, in welches Spital ich eingeliefert worden bin. Ja, die Umrisse werden klar – und jetzt kann

ich auch das Gesicht erkennen, die schmale Zahnücke läßt keinen Zweifel zu – es ist Edmund. Als erster klarer Umriß tritt Edmunds Gesicht in meine Wahrnehmung. Wie kann er hier sein? Noch immer ist es mir nicht möglich zu sprechen. Da dringt Edmunds Stimme in meine müde Aufmerksamkeit.

„Solang hast du in diesem Bett bestimmt noch nie geschlafen, seit du auf dem Berg bist. Ich habe schon geglaubt, du wärst bereits mit einer Rauchgasvergiftung hinübergedämmert. Aber ich konnte es nicht glauben, das wäre ja neu, daß du bei dieser Temperatur für dein Abendessen den Kanonenofen einheizt. Laß dir ruhig Zeit! Ich mach' die ersten Fahrten, und du tust derweil in Ruhe frühstücken. Vergiß nicht, den Vorhang zuzuziehen, daß dich die Fahrgäste nicht in der Unterhose sehen. Ich geh' jetzt in den Führerstand!“

Mein Gott! Das ist doch nicht möglich. Der Absturz der Schubraupe nur ein Traum? Und Thomas nicht in Zürich, mich abzuholen? Und Schroll, Palo Alto und Denver ...?

Ich sitze so hilflos im Bett wie ein frisch geschlüpfter Vogel im Nest. Vermutlich vermittelt mein Anblick nicht das Bild eines munteren Frühaufstehers – also auf!

Mit einem Schwung stehe ich auf dem Boden, beinahe hätte es mich wieder zurück ins Bett gezogen. Ein Stich fährt mir durch den Kopf, ein Schatten geht an meinen wunden Augen vorbei, Schwindel erfaßt mich. Das kommt davon, wenn man so lang im Bett bleibt.

Umständlich kleide ich mich an, wasche mich kurz und putze gründlicher als sonst die Zähne. Als ich zum Tisch trete und nach dem Wetter schaue, stoße ich mit dem Fuß an einen Gegenstand – und schon kollert eine leere Flasche über den Boden. Ich starre auf das Leergebinde. Jetzt ist alles klar.

In der gestrigen Euphorie nach dem Gespräch mit Schroll habe ich mich bei meinen Vorräten nach einem guten Schluck zur Erleichterung einer Entscheidung umgesehen – und bin fündig geworden. Hinter der Tür zum Wasserbehälter ist mir eine versteckte Flasche von unserer Südtirolfahrt in die Hände gefallen. Chianti, 1,5 Liter, in idealer Temperatur. Und diesem „Fiasko“ habe ich in langen Selbstgesprächen den Gar aus gemacht. Kein Wunder, der Fehlstart und der Bedarf nach gründlicher Mundhygiene. Ergrimmt klopfe ich mir eine Handvoll Rasierwasser auf die Wangen und melde mich mit hängenden Schultern bei Edmund zum Dienst.

Die Tage haben wieder ihren gewohnten Gang, und völlig unbemerkt über das Einerlei der Verrichtungen hat sich die Landschaft in ihr winterliches Kleid gehüllt.

Um mir ein wenig Abwechslung zu verschaffen, tüftle ich an manchen Abenden im Schaltschrank an der Steuerung herum, um mit dem Hilfsantrieb eine Selbstfahreinrichtung zu bewerkstelligen, die eine Steuerung von der Talstation aus oder in der Kabine ermöglicht.

Ich bin mit den praktischen Erprobungen schon ziemlich gut vorangekommen, als ich in der konzentrierten Beobachtung der Schaltabläufe die inzwischen verstrichene Zeit und die einfahrende Gondel übersehe, sodaß sie mit ihrer, wenn auch geringen Fahrgeschwindigkeit von einem halben Meter in der Sekunde, auf den gefederten Anschlag am Seil auffährt. Im selben Augenblick fallen, wie um mich von weiteren Fahrversuchen dieser Art abzuhalten, prompt zwei Führungsplatten für den Entgleisungsschutz vom Laufwerk.

Ich danke es Edmunds Geschicklichkeit und seiner freundschaftlichen Zuwendung, daß der Vorfall nicht an die große Glocke kommt. In einem Spezialeinsatz schaffen wir die Folgen meines Selbstfahrversuches an einem Vormittag aus der Welt. Der Vorfall hat aber auch sein Gutes für mich; er lehrt mich, meine verbohrtete Idee neu zu überdenken. Die Aussicht, bei einem Stromausfall eine Nacht lang in der Gondel zu sein, je nach Windverhältnissen angenehm oder unangenehm schaukelnd, tut ein übriges, von der spleenigen Idee endgültig abzulassen.

Eine Woche nach diesem Vorfall kommt Ljubomir auf die Station, ein Jugoslawe, Mitte zwanzig, im vollen Stolz seines schwarzen Wuschelkopfes und seiner imaginären strotzenden Männlichkeit. Ingenieur Peyperl hat Ljubo, wie wir ihn nennen, für die Mitarbeit beim Brunnenkopflift aufgenommen und praktisch über mich hinweg bei mir einquartiert. Mich hätte das nicht gestört, im Gegenteil, über Unterhaltung und menschliche Nähe in den einsamen Stunden auf dem Berg wäre ich sogar froh gewesen. Aber der Zufall will es, daß gleichzeitig mit Ljubo mein Bruder Raimund bei mir zu Gast ist, um sich einige Tage auf Schiern abzumühen. Er hat, dank seiner 100 Kilo und des draufgängerischen Fahrstils vom ersten Tag an vom Bahnpersonal den Übernamen „Russe“ bekommen. Die gewaltigen Löcher, die er bei seinen Stürzen in die Piste schlägt, machen seine Fahrkünste für alle deutlich. Ljubo versteht es, sich in kürzester Zeit bei allen Angestellten und Gästen der Bahn, mit denen er ins Gespräch kommt, unbeliebt zu machen, indem er sich laufend in Überheblichkeit und offener Geringschätzung über das größte Schitalent in St. Anton äußert. Auch ohne dieses unkluge Verhalten zählt Ljubo von

der ersten Begegnung an zu den Lieblingen meines Bruders. Es ist kein Zufall, daß Ljubo im oberen, wärmeren Stockbett schlafen darf, während mein Bruder mit einigen Matratzen auf dem Boden vorlieb nimmt, denn dieses Entgegenkommen ist nichts anderes als eine notwendige Schutzmaßnahme.

Hat sich Raimund bei seinem Zubettgehtrunk nämlich wieder einmal in der Menge verkalkuliert, stellt er sich spätnachts vor das Bett Ljubomirs, in der rechten Hand das Wehrmachtsmesser, und mit der Linken zupft er an Ljubos Decke. Sobald der wach ist, lockt Raimund mit theatralischer Geste: „Ljubo, schöner Jugo, komm herunter, auf diesen Augenblick hab' ich mich schon lang gefreut.“ Dann wartet er genüßlich, bis sich Ljubo unschlüssig und in echter Erregung zitternd ins hinterste Eck drückt, worauf Raimund mit bedrohlicher Stimme fortfährt: „ Wenn es das nächste Mal schneit, dann ...“ Mit diesen Worten langt er sich das kleine Beil am Ofen und starrt mit einer so wilden Grimasse zum kleintlauten Ljubo, daß er mit Sicherheit von jeder größeren Bühne sofort als Bösewicht engagiert worden wäre.

Nach solchen „Einlagen“, wie mein Bruder die Auswirkungen von Bier und Enzian zu nennen pflegt, tut mir den Abend lang alles weh vom Lachen, und ich denke mir einigemale, wie das Leben auf der Station zu dritt zu meistern wäre. Wahrscheinlich würde es in kürzester Zeit wirklich zu einer tätlichen Auseinandersetzung kommen. Wenn ich die beiden Kriegshelden dann wieder friedlich schnarchen höre, Raimund auf dem Notbett auf dem Boden und den Jugoslawen über mir, fasse ich jedesmal den Vorsatz, die Schnapsflasche aus dem Spind zu verbannen. Dann hätte ich aber nichts mehr zu lachen gehabt, und so nehme ich den Entschluß lieber mit in den Schlaf.

Ja, es ist inzwischen ganz gut auszuhalten auf meiner Station, und was mir an normalen Annehmlichkeiten immer noch fehlt, versuche ich mit vermehrter Aktivität nach außen hin auszugleichen. Doch wie so oft schon vorher in meinem Leben, schieße ich bei solchen Versuchen manchmal über das Ziel hinaus, und nach einer schiefgelaufenen Aktion bin ich immer wieder heilfroh, mich auf der Station verkriechen zu können.

So endet auch ein Ausflug zum Kutscherball nach Lech. Einige Schilehrer von St. Christoph haben einen VW-Bus gemietet – und los gehts, ganz auf nobel, wie man es dort gern zu haben pflegt. Warum auch nicht? Hinein in den dunklen Anzug, eine Zeitung vorn in die Hose gestopft und ab über die dunkle Piste nach St. Christoph. Arnold hat mir in der Zwischenzeit an einem einzigen Abend auf dem Galzig das Schifahren beigebracht, und so ist auch diesen Nachtfahrten die Problematik genom-

men. Es geht alles gut dort drüben bei den feinen Leuten. Der Wirbel ist auch nicht größer als auf unserer Seite, nur die Preise leiden an Höhenkrankheit, und daß sich die Hotelsippschaften unheimlich viel einbilden auf etwas, was gar nicht vorhanden ist. Dann geht alles sehr schnell und vielleicht deshalb verkehrt. Ich habe schon einigemal mit einer temperamentvollen Dame getanzt, die nichts Schlimmes daran zu finden scheint, mich kräftig zwischen ihre Beine zu pressen. Immer öfter tanzt sie mit mir auf den Gang hinaus. Dann zieht sie ihre Halbmaske herunter, und ihre Augen fallen wie glühende Kohlen in meine müde Benommenheit.

Sie erklärt sich kurz und sagt, daß ihr Mann eben im Stollen arbeite, sie sei immerzu allein, und ob ich Verständnis habe. Aber ich kann schon längst zu keiner Erklärung mehr ansetzen, denn sie hat mir schon einen Platz auf einer dunklen Stiege zugewiesen. Ihre Wünsche werden heftig. Aber es ist alles so ungeschickt eingerichtet auf den gewundenen Stufen, obwohl wir allein sind und uns die anderen schon längst nicht mehr kümmern. Als ich mich auf den harten Kanten gegen ein Abrutschen sichern will, preßt sie ihren heißen Mund an mein Ohr und keucht so laut, daß es mir weh tut: „Du, ich bin so geil!“ Ich bekomme es mit der Angst zu tun und mache ihr mit letzter Kraft glaubhaft, daß wir ohnehin bald abstürzen werden.

Schnell läßt sie mich los, denn sie hat eine Männerstimme gehört, auf die sie mit großer Angst reagiert. Erst jetzt fällt mir auf, daß der Saal schon leer und nichts mehr zu sehen ist. Ich gehe zur Haustür hinaus, während sich meine Draufgängerin im Verborgenen hält, denn sie hat mit dem Hausmeister noch etwas in Ordnung zu bringen.

Vor der Türe steht kein Auto mehr, meine Begleiter haben mich schmählich im Stich gelassen – oder nur zuwenig Nachschau gehalten. Ein kleiner Heimtransporter nimmt mich unterwegs auf und bringt mich nach Züri. Von dort trabe ich die Straße entlang Richtung Abzweigung Rauz. Es ist halb fünf am Morgen. Die beste Zeit im Jänner, um mit dunklem Anzug und Halbschuhen mit Ledersohlen auf eisiger Straße unterwegs zu sein. Ich muß laufen, wenn ich nicht eine Unterkühlung riskieren will. Nach den Lawinenverbauungen kommt ein Auto und nimmt mich mit bis zur Alpe Rauz. Von da strebe ich im Laufschrift dem Paß zu. Endlich – St. Christoph-Talstation!

Ich mache mir Tee, spüre mich noch am Leben – und los geht es, hinauf auf der Piste. Die Zeit reicht noch, mir auf der Bergstation ein gutes Frühstück zu machen. Über meine Dummheit nachzusinnen, habe ich auf der Bergstation wieder genügend Zeit.

Die Kälte des Todes

Die Sonne ist noch im wolkenlosen Blau, aber schon ziemlich im Westen. Trotzdem ist noch soviel Wärme und atmendes Leben um mich, um lustvoll zu träumen. Als ein einsamer Herrscher zieht der Patteriol alle Blicke auf sich. Die Terrasse vor der Ulmer Hütte ist noch halb besetzt mit Liegestühlen, in denen die Sonnenhungrigen liegen.

Stille – Gemurmelt der Dachrinnen, Gerüche von Sonnencremen, Lippenstiften und Schweiß, alles schön beherbergt in offenen Blusen, auf geröteten Armen, behaarten Brüsten. Es ist eine Stunde voll Leuchten um das geblendete Auge und voll tiefem Erfühlen, daß wir leben und das Geschaute mit uns.

Mühelos werden meine Gedanken in eine andere Zukunft genommen, wenn an meiner linken Seite die blonde Wienerin mit gespreizten Fingern ihr langes schweres Haar auf den Schultern verteilt und rechts von mir die kleine Französin mit geschlossenen Augen ein sinnloses Spiel mit ihrer Sonnenbrille treibt, bis sie endlich im tiefen Ausschnitt verschwindet.

Nur ein leichtes Geplauder scheint sich in diesen stillen Stunden um die Zeit zu kümmern. Manchmal ist es mit meinen verstohlenen Blicken auf den befreiten Stolz der Brüste so arg, daß selbst ein Bier nichts mehr taugt gegen solchen Durst. So vieles wird da erzählt von der weiten Welt und den nahen Möglichkeiten. Ich muß mich zwingen, ruhig zu bleiben, so anders ist hier der Gedanke an das Leben ausgedrückt, soviel Erträumtes geht seine eigenen Wege in den Liegestühlen durch.

Es ist ein anderes Wachwerden der Gefühle als drunten im Tal vor Gärten, Blumen- und Heugeruch, bunten Trachten und den neugierigen Blicken junger Mädchen. Es ist wie ein gesteuerter Wunsch, ein Begehren, leicht umhüllt in der Auslagenscheibe, mit vielen Düften, die zu allen Vorstellungen passen. Die Stille ist nicht still. Dieses leise Atmen in der Wärme vor der dunklen Hüttenwand nimmt mich schon längst unmerklich an der Hand und führt mich mit meiner verheimlichten Sehnsucht durch fremde Gassen. Schwere Gerüche legen meine Unzufriedenheit bloß. Ich will den jungen Frauen an die leicht verhüllten Brüste gehen und ihnen mit meinem trockenen Mund die Sonne aus ihren glän-

zenden Wangen nehmen. Auch die Schihosen, so fest an den prallen Schenkeln, machen mich unruhig. Vermutlich bin ich mir mit meiner Untätigkeit nur selbst im Weg.

Vielleicht bergen der Geruch der durchwärmten Stoffe und das ineinandergehende Süß der Sonnencremen für diesen und jenen einen erfüllten Abend mit blitzenden Zähnen und jungem Stöhnen? Warum bin ich unzufrieden?

Ich darf auch schauen, lachen, in der Sonne liegen, mir ein Bier bestellen. Jetzt, Ende Februar müßten solche Stunden doch reichen, mich glücklich zu machen, mir Freude zu schenken, soviel, daß ich mein Hineingeschlossensein in dieses Reich aus Sonne und Schnee vor mir selbst wieder ganz begreifen würde.

„Wummm“ ... mit starkem Echo rollt der dumpfe Knall einer Lawine von den Karen zurück. Traum oder Wirklichkeit? In den Liegestühlen neben mir recken sich einige Neugierige hoch. Ich löse mich aus meiner Wolldecke und meinem Traum und entschieße mich abzufahren, bevor die Piste eisig wird.

Ein schöner Schitag hat mich müde gemacht, und die Abfahrten, dreimal Valluga-St. Anton, sind sehr viel für mich, auch wenn ich ein lockeres Fahren doch noch erlernt habe. Nachdem ich meinen Liegestuhl in der Nische versorgt habe, trete ich in die Gaststube und begehre zu zahlen. Da poltert ein Schilehrer zur Tür herein und ruft laut: „Peter, Peter, schnell, im Hang von der Schindlerspitz' ist ein Schikurs in die Lawin' 'kommen, funk schnell ins Tal um Hilfe!“

Der Hüttenwirt hört die Schreckensnachricht vor seinem Schanktisch, schaut mich an und sagt: „Die dümmste Zeit, jetzt, wo schon alle weg sind. Du gehst mit hinauf, nimm einen Tee mit für alle Fälle, hoffentlich haben sie im Tal den Funk eingeschaltet.“

Ich fasse in der Küche Tee aus. Die Zehn-Liter-Kanne ist im Rucksack gut zu tragen. Peter bringt die Sonden: „Nehmt nur mit, was ihr leicht tragen könnt, alles andere kommt mit der Bahn, man hat es vom Grat aus beobachtet, sie sind von oben schon unterwegs.“

Ich keuche mit dem Schilehrer aus St. Anton bergwärts. Die Piste ist hart, und so nehmen wir die Schi auf die Schultern, und in der freien Hand tragen wir die Sonden. Wir sprechen kein Wort, brauchen die Luft zum Atmen, unsere Augen wollen hinter jedem Mugel den Ort des Unglücks sehen. In dieser spannungsvollen Erwartung wachsen Minuten zu Ewigkeiten. Hoch über uns steht die Gondel der Vallugabahn, aus der verschiedene Dinge zur Unfallstelle abgeworfen werden. Dann sehen wir die Spuren, die, vom Valfagehrjoch kommend, in das Schnee-

brett hineinführen. Ein Wahnsinn, in diesen steilen, breiten Hang einzufahren. Nach knapp 20 Minuten haben wir endlich die Höhe und sehen das Ausmaß des Unglücks ein Stück südöstlich vor uns. Um Gottes Willen! Welche Massen von Schnee, und die vielen Helfer zwischen den riesigen Gebilden am Fuß der Lawine! Wie klein ist jeder einzelne der Männer, die da schaufeln und mit den Sonden suchen. Meterhoch liegen die Schneewülste getürmt, gut 40 Meter breit.

Bevor wir die Unglücksstelle erreichen, fährt knapp unter uns ein Rettungsschlitten zur Ulmer Hütte. Zwei Personen sind auf dem Schlitten, die obere in gebückter, kniender Haltung. „Warum sind da zwei drauf?“ frage ich den Schilehrer.

„Er wird Wiederbelebungsversuche machen, da kommt es auf jede Sekunde an“, erwidert er tonlos.

Es ist vier Uhr vorbei, als wir bei der Unglücksstelle eintreffen. Zwei Reihen sind schon gebildet, die mit Sonden nach den Verschütteten suchen, daneben werden in fieberhafter Eile Quergräben ausgehoben. Zwei Lawinenhunde und an die 50 Männer sind schon im Einsatz. Die Augenzeugen des Lawinenabgangs markieren immer wieder neue Stellen, wo aufzugraben sei. Als der Tee unter den Helfern verteilt ist, fahre ich mit zwei Helfern zurück zur Hütte. Wichtige Dinge sind uns aufgetragen. Vor allem Fackeln und Taschenlampen holen, denn die Dämmerung zieht rasch über den Hang. Inzwischen ist schon das dritte Opfer geborgen und zur Hütte gebracht worden. Wie viele wird man retten können? Eine ganze Gruppe war es, zehn Schifahrer! Nur der Schilehrer ist den niederstürzenden Schneemassen entkommen. Er ist bei den Helfern, kann nicht sprechen, braucht selbst Hilfe in seinem Schock – ein Bursche, noch nicht dreißig.

In der Ulmer Hütte ist alles in Aufregung. Die Opfer sind in einen eigenen Raum gebracht worden. Ein zufällig anwesender Arzt bemüht sich mit den vorhandenen Sauerstoffgeräten verzweifelt um ihr Leben. Ich schaue nur kurz durch den Türspalt, dann spüre ich ein Würgen im Hals und gehe in die Küche, Tee und Fackeln ausfassen.

Dann wieder der Anstieg – ewig, gemessen an der Notwendigkeit, dem Tod zuvorzukommen.

Es ist dunkel geworden. Fackeln und Handscheinwerfer beleuchten unruhig eine gespenstische Ansammlung von stillen, gebückten Gestalten. Das Gemurmel der Sondierenden, das Winseln der Lawinenhunde und die fallweisen Kommandorufe der Bergungsleiter erfüllen die Nacht. Vor den riesigen Schneemassen wächst die Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit jedes einzelnen.

Wir sind jetzt zu viert in unserer Aufgabe. Im Licht der Fackel finden wir auf der Piste gut zur Ulmer Hütte. Sieben Opfer sind schon gebracht worden. Bei dreien hat man noch Hoffnung. Ich wage einen Blick zu den Opfern hinein. Eine blonde Holländerin liegt auf einer Pritsche. Ihre Haare hängen bis zum Boden. Die Augen hat sie weit offen, mit einem seltsamen Glanz, so, als versuchte sie, etwas Wichtiges sagen. Auf dem Boden zwei Männer, den Kopf an die Wand gelehnt, einen Schnorchel der Sauerstoffflasche im Mundwinkel. Und ihre Augen – als ob sie schmerzlich lächelten.

Ich muß in die Hütte. Wir fassen unsere Behälter, würgen im Hinausgehen eine Wurst hinunter. Aufstieg und plötzlich Helle. Der Mond schaut über den südseitigen Schindlergrat in den Kessel herein. Ein paar Minuten noch, dann ist er bei der Suchmannschaft.

Wir können nicht mehr schneller gehen, wir sind erschöpft bis zum Umfallen. Ich mache den Anstieg das dritte Mal. Jedes Mal mit zehn bis 15 Kilo Last. Meine Begleiter haben vorher geschaufelt. Schweigsam gehen wir auf die Stelle des Unglücks zu. Das Geschehen hat uns stumm gemacht. Wir wissen, unser Dienst wird erst zu Ende sein, wenn das letzte Opfer geborgen ist.

Was muß in einem Menschen vorgehen, der zusehen muß, wie die Opfer seines Fehlverhaltens geborgen werden. Nach der verstrichenen Zeit – nur noch tot. Und er muß bestätigen: „Ja, zwei fehlen noch, ein Deutscher und ein junger Engländer.“

Wir müssen nichts mehr von der Ulmer Hütte holen. Die Lage der bereits gefundenen Opfer hat die Männer mit den Sonden und die Schaufler die anderen Verschütteten schneller finden lassen. Kurz vor Mitternacht wissen wir: Alle Opfer sind geborgen.

Um zwei Uhr früh stolpere ich in meine Station hinein. Das Zimmer ist noch angenehm warm. Ich ziehe die Schuhe aus, falle auf einen Stuhl, kann nichts denken. Draußen alles hell, glänzend, wie die Augen der Holländerin. Wie die lächelnden Gesichter der jungen Männer am Boden. Alles ist so unwirklich, starr, ohne Lachen – ohne Leben.

Ein leises Zittern geht durch meinen Körper. Ich bin so aufgereggt und zugleich niedergeschlagen und erschöpft. Ich kann jetzt nicht allein sein. Ich schalte den Plattenspieler ein. Ein pochendes, sich wiederholendes Motiv erklingt in Frage und Antwort. Ungewißheit, Hoffnung und dazwischen das Schreiten des Geschicks, das Anklopfen des Todes. Trauer und Schmerz, Überwindung und neue Zuversicht. In den langsam schreitenden Takten der Musik steckt eine dumpfe Rückschau auf ein Stück Leben, das ich durchgehen mußte. Von den beschaulichen Stunden am

Nachmittag bis zu dem geduckten Gewinsel der Lawinhunde, vom stummen Kopfschütteln des Arztes bis zu den blonden Locken der Holländerin.

Andante cantabile con moto, aus der Symphonie in C-Dur von Beethoven. Mit einer nie verspürten Beklemmung ziehe ich eine Decke über die Stunden der erschütternden Trauer ...

*

Der Wirbel in den Tagen um Ostern, von optimalen Schneeverhältnissen und gutem Wetter begünstigt, liegt hinter uns. Wie um uns ein verdienteres Aufatmen zu gönnen, verwandelt sich der blaue Himmel über dem Arlberg von einem Tag auf den andern in ein richtiges Sauwetter.

Trotz Nebel, Schneeschauern und fallweisem Regen bleiben uns die ewig „Unerschütterlichen“ unter den Schifahrern nicht erspart. Bei jeder Fahrt zur vollen Stunde, die nach Fahrplan auch nur mit einem Fahrgast durchzuführen ist, fragen sich Edmund und ich immer wieder, was einen Menschen dazu verleitet, daß er bei knapp zehn Meter Sicht dem Schifahren huldigt. Heute ist einer dieser unlustigen Tage. Edmund hat den Führerstand übernommen. Während ich im Zimmer um heimelige Wärme besorgt bin, geht die Tür auf und Toni, ein „Sir“ unter den St. Antoner Schilehrern, poltert herein, in seinem Gefolge ein Gast.

„Hast du einen Schnaps für meinen Freund und mich?“ eröffnet er das Gespräch, zieht die Handschuhe aus und nimmt sich einen Stuhl.

„Was hast du heut' für einen Halblex mit?“ sage ich mehr zu mir selber, als ich den beiden die Schnapsgläser fülle, fest überzeugt davon, daß der Privatgast von Toni ein schrulliger Amerikaner sei, der meine Worte ohnehin nicht umzusetzen wisse, obwohl der von mir ganz unwillkürlich verwendete Ausdruck die Erscheinung des skurril vermummten Privatiers von Toni zutreffend bezeichnet. Eine Wollmütze tief in das Gesicht gezogen, darüber ein grünes Zelluloidschild, wie es bei ernsthaften Buchhaltern manchmal zu sehen ist, und die Augen hinter einer dunklen Brille versteckt. Eine Kniebundhose, Gamaschen und Schischuhe aus Großvaters Zeiten machen die ungewöhnliche Erscheinung komplett, die eher an einen Mann im Schützengraben vor Verdun denken läßt, als an einen „gestopften“ Schitouristen der Arlbergregion. Daß Toni immer solche besonderen Gäste in seinem Gefolge hat! Adelige und Fürstenthäupter bilden das Gros der von ihm betreuten Schiurlauber, das ist mir aus Gesprächen mit Schilehrerkollegen und aus eigenen Beobachtungen bekannt. So einen Gast habe ich in seiner Obhut jedoch noch nie gesehen.